



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Nicht wie alle andern**

**Brackel, Ferdinande von**

**Köln, 1877**

III.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-9005**

III.

Seinem Versprechen getreu brachte Graf Alfred andern Tages den Rechtsanwalt zu Kilmenaus. Die Herren fanden Fräulein von Kilmenu schon sie erwartend. Sie reichte Alfred die Hand, ihm einfach so den Standpunkt guter Freundschaft bezeichnend. Bei dem Advocaten entschuldigte sie ihre Mutter wegen Uebermüdung und erwähnte die Abreise ihres Bruders, so daß der Rechtsanwalt in ihr die handelnde Persönlichkeit ohne weitere Erklärung erkennen konnte. Dieser aber, ein älterer Herr, schien den Reiz, mit einer jungen Dame Geschäfts-Angelegenheiten verhandeln zu sollen, sehr gering anzuschlagen; sein ohnehin nicht einnehmendes Aeußere verfinsterte sich um ein Bedeutendes. Anna bat die Herren, Platz zu nehmen, und ging dann ohne weitere Vorrede zur Sache über.

Der Fall war eigenthümlicher Art. Das Vermögen ihrer Mutter, eines einzigen Kindes, war zum größten Theil von deren Eltern schon bei Lebzeiten in ihren Besitz übergeben worden und hatte dann zur Erhaltung und Aufbesserung des Kilmenu'schen Besitzes gedient. Die Eltern hatten ihre Tochter gern in angenehmerer Lage wissen wollen, als das Kilmenu'sche Vermögen sie gewähren konnte. Jetzt, nach dem Tode ihrer Eltern, der nur sehr kurze Zeit vor dem Tode ihres Mannes stattgefunden, machten entfernte Verwandte plötzlich Ansprüche auf einen großen Theil dieses Vermögens. Irgend welcher Familien-Bestimmungen wegen hätte dasselbe nicht auf die Tochter übergehen können, behaupteten sie, und

drohten, auf Herausgabe desselben zu klagen. Herr von Kilmenu hat nur noch den Beginn dieser Verhandlungen erlebt, und sie hatten ihn schwer bedrückt, da die Herausgabe dieser Gelder den Kilmenu'schen Familienbesitz sehr in Frage stellen mußte. Nach seinem Tode hatte die Sache längere Zeit geruht, war aber jetzt mit doppelter Energie in Anregung gebracht worden und in eine ganz neue Phase getreten.

Der eine und hauptsächlichste der Gegner, dem es selbst um die Erwerbung eines ländlichen Grundbesitzes zu thun war, hatte geradezu den Vorschlag gemacht, ihm das Kilmenu'sche Gut gleich jetzt zu überlassen; er wollte in dem Falle es zu einem bedeutend hohen Preise annehmen und seine Ansprüche an Frau von Kilmenu's Vermögen sehr ermäßigen. Dadurch wäre der Familie ein gar nicht unerhebliches Capital-Vermögen gerettet und sie den Ungewisheiten und Kosten eines Processes enthoben worden. Es galt nun, zu entscheiden, welches der bessere Weg sein werde: entweder diesen Vergleich anzunehmen, oder den Proceß seinen Weg gehen zu lassen.

Anna legte zu genauerer Orientirung noch eine mehrere Bogen enthaltende Schrift vor, welche den Hergang des Falles und die nähern Details mit den Daten zusammenstellte. Die letzten Seiten schienen so eben erst beendet; denn die Schrift war noch feucht.

Der alte Rechtsanwalt hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, schien aber doch seine rechte Laune noch nicht gefunden zu haben; mit ziemlich ingrimmiger Miene durchblätterte er das Heft.

„Ueberflüssiges, viel Ueberflüssiges,“ brummte er nicht undeutlich zwischen den Zähnen; „das Wichtigste nicht genug hervorgehoben. . . . Ich muß natürlich um alle Acten bitten,“ setzte er hinzu, das unschuldige Heft rauh zur Seite schiebend.

Eine leichte Röthe stieg auf Anna's Stirne. „Es sollte nur eine Hülfe bei der ersten Besprechung sein, um allzu viele mündliche Erklärungen zu sparen; aber man erkennt freilich schwer, was in einer Rechtsfrage das Wichtigste ist,“ bemerkte sie ohne Empfindlichkeit.

„Ist auch keine Damen=Arbeit,“ sagte der Rechtsanwalt wieder, sich selbst gefallend in seiner Rauheit.

„Das habe ich auch bemerkt,“ gab sie ruhig zurück; „doch geschriebenes Wort ist oft weniger verwirrend als geredetes. Viele der angeführten Details beruhen zudem auf mündlichen Mittheilungen meines Vaters. Ich notirte sie, da ich dachte, sie könnten vielleicht in die Waagschale fallen.“

„Und ich bin überzeugt, diese undankbare Justiz=Seele wird noch mehr Gebrauch davon machen, als sie jetzt eingestehen will,“ warf Alfred dazwischen, indem er das geschmähte Heft wieder aufnahm. „Fräulein Anna, ich hoffe nicht, daß sie das alles schon heute geleistet haben,“ setzte er fast erschrocken hinzu, als er die frisch geschriebenen Seiten sah.

„Dies letztere war nur zu copiren,“ erklärte Anna ruhig. „Sie wünschen also gleich alle bezüglichen Acten?“ wandte sie sich wieder an den Rechtsanwalt.

Dieser nickte nur stumm und strich den struppigen, grauen Bart mit allen Zeichen der Ungeduld; aber unter den buschigen

Brauen stahl sich doch ein wohlgefälliger Blick der jungen Dame nach, als sie das Zimmer verließ.

„Wie ungalant Sie sind, Mühler,“ sagte Rotted, als sie allein waren. „Sie konnten doch sehen, daß es der jungen Dame eigene Arbeit war — eine wahrhaft erschreckende Energie, nach einer Ballnacht so viel zu schreiben. Uebrigens ist es gar nicht übel, — eine Erzählung der Sachlage, die viel Verständniß zeigt.“

„Solche Geschäftspfuscheri ist nichts für unsereins,“ brummte der Alte. „Die schneidet man am besten von vornherein ab, wenn das Ding auch beweist, daß das Fräulein den Kopf auf dem rechten Fleck hat.“

„Sie hatte aber Recht,“ beharrte Alfred. „Diese geschriebenen Worte sind besser, als ein Schwall von Erklärungen, die immer wieder zwischen gemengt werden. Es ist selten, daß Damen das zugeben wollen. Jedenfalls müssen Sie gestehen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich sagte, es werde gut mit ihr zu verhandeln sein.“

„Wollen's abwarten,“ lautete die vorsichtige Antwort. „Zuerst sind sie alle ruhig; erst wenn man ihnen widerspricht, kommen sie in die Hitze.“

Anna trat indeß wieder ein, einen Stoß Acten mitbringend, die sie schweigend dem Advocaten hinschob, um dann eben so schweigend ihren Platz wieder einzunehmen.

Der Alte vertiefte sich in die Papiere, hier und da eine kurze Frage stellend, die meist eben so bündig beantwortet wurde. Man sah, die Gefragte hatte den ganzen Fall klar vor Augen, wie etwas lange Durchdachtes.

Graf Alfred folgte anscheinend aufmerksam der Verhandlung und hatte dabei Muße, die Verhandelnden zu beobachten. Er hätte nicht den künstlerischen Sinn besitzen müssen, der fast jedem reich begabten Menschen innewohnt, um nicht das Anziehende, das der Vergleich zweier so verschiedener Köpfe bot, herauszufinden; und er hätte nicht Mann sein müssen, um sich dabei nicht zumeist mit dem jungen Mädchen zu beschäftigen. Und doch sah Anna Kilmenau eben jetzt weniger gut aus. Farbe und Frische fehlten ihr, das graue Hauskleid kleidete ihr nicht, und das allzu schlicht aus dem Gesicht gestrichene Haar ließ die Züge zu stark hervortreten. Aber Alfred nahm eine Eigenthümlichkeit wahr, deren Ursprung er nicht gleich aufzufinden vermochte. Klein und zart, wie Anna war; weiblich und anspruchslos, wie sie sich in Kleidung und Bewegung zeigte, machte sie dennoch unwillkürlich einen männlichen Eindruck, wie sie jetzt da saß, den Kopf leicht auf die Hand gestützt, das Auge fest und ruhig auf ihr Gegenüber gerichtet.

Es ist selten, daß Frauen in der Ruhe und schweigend diesen Eindruck hervorrufen; gemeinlich beruht derselbe auf Neußerlichkeiten, Stimme, Sprache, Kleidung oder Manier. Hier wirkte nichts von alledem mit, und doch war der Charakter des Männlichen unbestreitbar. Lag es in diesen stark ausgeprägten Zügen oder in dieser gesammelten Kraft des Nachdenkens, in dem gänzlichen, leidenschaftslosen Selbstvergessen über der Sache?

Alfred beobachtete scharf — aber keiner ihrer Blicke flog nach rechts oder links; nicht die kleinste Befangenheit, wie

die Nähe eines fremden, eines jungen Mannes immerhin so leicht verursacht, schien sie zu beschleichen. Nicht ein einziges Mal suchte sie seine Aufmerksamkeit zu beanspruchen oder ihn in das Gespräch zu ziehen. Plötzlich kam Rottel der Gedanke an Fräulein Ellinor, und mit einem Anflug von Humor suchte er sich vorzustellen, was sie zu solcher Gleichgültigkeit der besten Partie des Landes gegenüber sagen würde. Er entsann sich auch des gestrigen Gespräches mit ihr. War es das, was sie meinte?

Der Rechtsfall war indeß kitzlich genug, des alten Rechtsanwaltes Interesse vollständig zu fesseln. Den Blick auf die Papiere geheftet, nahm er vorsichtig Punkt für Punkt durch.

„Und das Gut ging bisher stets auf den Ältesten über?“ fragte er.

Anna bejahte es.

„Dies würde auch jetzt der Fall sein, wenn das Gut der Familie verbleibt?“

„Jawohl; außer dem alten Brauch war das auch meines Vaters Wunsch und ausgesprochener Wille.“

„Wird aber verkauft, so wird getheilt?“

Auch dies bejahte Anna.

„Bei dem Vergleich wird für jedes der jüngern Kinder der Vermögens = Antheil sich bedeutend größer herausstellen, als die Auszahlungen, welche bei Erhaltung des Gutes dem ältesten Bruder auferlegt werden könnten oder vielmehr nach den Familien = Papieren auferlegt sind. Wie viel Geschwister sind Ihrer?“

„Vier,“ antwortete Anna.

Der Rechtsanwalt strich wieder nachdenklich seinen Vollbart. „Was ist Ihre Ansicht?“ fragte er dann abrupt, wie er meist sprach.

„Meine persönliche oder die meiner Familie?“ fragte Anna zurück.

„Nein, Ihre eigene,“ sagte er, sie dabei scharf fixirend.

„Mein Wunsch ist, daß das Gut unter jeder Bedingung der Familie erhalten werde,“ antwortete sie so ruhig wie früher; aber in der Stimme zitterte ein Ton, der eine mächtige Bewegung verrieth.

„Das ist jedenfalls nicht zu Ihrem eigenen Vorthheil,“ sagte der Rechtsanwalt. „Für die Töchter scheint den Familien-Statuten gemäß am wenigsten gut gesorgt, und Sie persönlich könnten durch Verkauf und Theilung nur gewinnen.“

Etwas dunkeler brannte die Farbe auf Anna's Wangen. „Der persönliche Vorthheil läßt sich einer Principienfrage sehr leicht unterordnen und braucht nicht in Frage zu kommen,“ gab sie zurück. „Etwas anderes ist es aber, ob man nicht im Interesse der jüngern Brüder Rücksicht darauf nehmen muß und deshalb einen Vergleich nicht zurückweisen darf. Sind die Chancen für den Proceß ganz ungünstig?“

„Das ist nach dem ersten Einblick schwer zu beurtheilen,“ sagte der Rechtsanwalt. „Die Ansprüche des Gegners scheinen mir etwas gewagter Natur zu sein und durchaus nicht so klar, wie er behauptet.“

„Auf alle Fälle dann das Gut zu erhalten suchen!“ rief Graf Alfred jetzt lebhaft dazwischen. Anna's Kopf erhob sich wie unwillkürlich bei seinen Worten. „Mit dem Grundbesitz

allein ist die Stellung des Adels unauf löslich verknüpft," fuhr der junge Mann fort. „Es ist der Boden, in dem er wurzelt, auf dem er seine Bestimmung erfüllt. Deshalb darf er sich dessen nur bei äußerster Nothwendigkeit entäußern . . . . . Materiell," wandte er sich an Anna, „mögen Ihre Geschwister etwas verkürzt werden bei Erhaltung des Gutes — im Gegensatz zum Verkauf. Aber auch sie sind Mitglieder des Adels, auch sie entnehmen ihm Vortheile und haben deshalb auch beizutragen zu den Opfern und Pflichten, die er erfordert. Die völlige Gleichstellung der Geschwister ist eine krankhafte Humanitäts-Idee, die am meisten zur Untergrabung der festen Stände im Staate beiträgt. Die festen Stände aber," fuhr er, hingerissen von dem Gegenstand, fort, „gehören mit zu den Grund-Elementen der Staaten. Der Culturhistoriker hat wahrlich Recht, der das ganze Volksleben auf die vier natürlichen Stände zurückführt, die Stände des Erhaltens und die Stände des Erwerbens, und deren Bestehen mit ihren Gegensätzen für eben so naturgemäß und nothwendig erklärt, als der Gegensatz von fest und flüchtig im Naturleben ist. Wenn wir zurückschauen, finden wir diese Stände auch in jedem Staatsleben wieder, sobald es aus der ersten Kindheit heraustritt, bis zur Zeit der Ueberreife, wo alles wieder in Auflösung sich mischt. Bauer und Adel — die Stände des Erhaltens, Bürger und Arbeiter — die Stände des Erwerbens, sollen sich gegenseitig die Waage halten, jeder Stand ausgestattet mit dem ihm eigenthümlichen Stolz, der ihm eigenen Leistungsfähigkeit, mit den Vor- und Nachtheilen, die ihm anhaften, wie jedem irdischen Ding.

„Des Erwerbens erste Bedingung ist die Thätigkeit und eine gewisse Fessellosigkeit. Flüssig muß das Capital sein, welches dem Erwerbenden zu Gebote steht; jeder Ort, der ihm günstig scheint, jeder Umstand, der ihm vortheilhaft winkt, muß ihm willkommen sein; im Wechsel der Dinge liegt sein Vortheil, und sei es seine Arbeits-, sei es seine Capitalskraft, wo er sie ausnutzen kann, da ist sein Daheim. Die Lichtseite dieses Standes ist die individuelle Freiheit, die ganz auf sich selbst beruht. Jedes einzelne Individuum beginnt wieder ganz von neuem die Bestimmung seines Lebens, unabhängig von der Vergangenheit, nur sich selbst verantwortlich, ob die Welle des Glückes und eigene Kraft ihn hoch empor reißt oder tief sinken läßt. Darin liegt ein großer Reiz und Genuß, ein Privilegium, das dem Menschen von großem Werth ist.

„Der Gewerbfleiß ist die Pulsader der Völker. Aber in dem flüchtigen Wechsel, in dem regen Treiben geht zu Grunde, was dem Menschen nur durch zähes Beharren erwächst: an materiellen Gütern das, was Ausdauer und Zeit dem Boden entlockt oder gibt, an idealen Gütern alle die, welche nicht dem Vortheil dienen oder keinen augenblicklichen Glanz auf das Leben legen. Wer selbst erwirbt, will selbst genießen; das liegt im Menschen. Aber wo der Mensch nur das ist, was er leistet, da zieht der Egoismus ein; wo Einer den Andern überholen will, da läßt das ewige Schaffen die geistigen Regungen stocken, die idealern Zwecke fallen. Ein vorherrschend erwerbendes Volk ist stets ein egoistisches, ein nüchternes Volk; deshalb stehen glücklich ausgleichend dem

gegenüber die Stände des Beharrens, — wo der Mensch, wenn er in's Leben tritt, seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft schon bereitet, seinen Lebensweg vorgezeichnet findet, und von dem Capital an Geld und Gut, an Ehre und Achtung, das schon Generationen für ihn hinterlegt, nur zu zehren braucht. Aber er erhält es auch gewissermaßen nur als Lehen, mit der ernstesten Pflicht, es so zu erhalten, daß er es dereinst unangetastet weiter vererben kann. Sein Streben soll weder sein, sich höher zu schwingen, noch sein Augenmerk, den Besitz zu vergrößern; denn immer soll das Ideale dem Materiellen das Gleichgewicht halten, weil der Erbe für beides verantwortlich ist. Dies sich Selbstbescheiden, sich Selbstbeschränken ist der Stempel seines Daseins. Er stützt sich auf die Vergangenheit, deshalb soll er die Zukunft nie für die Gegenwart aus dem Auge lassen. Er soll wachen über das, was nur Geduld und Zeit zum Austrag bringt: über die Schätze des Bodens, wie des Volkes, wie die des Geistes, die nur emporkeimen und gedeihen, wenn dasselbe Auge darüber wacht, dieselbe Hand sie pflegt, die Liebe, die von Vater auf Sohn sich vererbt, sie schützt. Der Ueberschätzung des roulirenden Goldes gegenüber soll er die stabile Scholle ehren; der fiebernden Hast materieller Interessen soll er die ruhige Anschauung höherer Principien entgegenstellen.

„Das ist's, was unbewußt der Bauer thut auf seinem eichenumhegten Kamp, das ist auch die Bestimmung des Adeligen auf seinem stillen Landsitz. Der Segen, der von ihnen ausgeht, bewahrt Boden und Volk vor der Ausnutzung, die nur leichte Spreu zurückläßt. Ihnen selbst wird dafür der Vortheil

einer fest bestimmten Lebensmark, wo ihnen fern bleibt der unruhige Wechsel der bald in Ueberfluß schwelgenden, bald in bitterer Armuth darbenden erwerbenden Mitbrüder.

„Auf dieser Selbstbeschränkung, auf diesem sich Selbstbescheiden beruht aber auch die Stellung, welche die ältesten sowohl als die jüngern Geschwister dem Erbe gegenüber einnehmen, das ihnen zu Theil wird. Das Privilegium der gesicherten Stellung in der menschlichen Gesellschaft, unabhängig von äußern Glücksgütern, unabhängig fast von der Persönlichkeit, wird erkaufte durch ein gewisses Aufgeben der persönlichen Freiheit. Wenn der Älteste oft auf Kosten seiner eigenen Freiheit und Neigung das Ganze für das Ganze zu erhalten suchen muß, — mag man ihm auch die festesten Verpflichtungen auferlegen — dann gebührt den jüngern Geschwistern das neidlose Entsagen, welches allein den Besitz vor Zersplitterung schützt und ihm überhaupt Wichtigkeit gibt. Die Wirksamkeit auf dem angestammten Boden, die Wirksamkeit durch den Grundbesitz beginnt erst, wenn er dauernd in einer Hand bleibt. Wenn auch in einzelnen Fällen durch Uebertreibungen die Bevortheilung des Ältesten oft als Härte gegen die Jüngern erscheinen muß, so ist sie doch das einzige Mittel, das vor Zersplitterung der Güter schützt und dem Lande seine natürlichen festen Besitzer erhält. Ich verlange darin auch nicht mehr von den jüngern Kindern des Adels, als der Bauernsohn leistet, der in richtigem Verständniß seiner Standes-Ehre oft Jahre lang umsonst für Bruder oder Vater arbeitet, um sein Anerbe herauf zu bringen. Und Vortheile ziehen auch die jüngern Geschwister aus dem Erhalten

des Besitzes: in den meisten Fällen eine sorgenfreie Jugend, alle Mittel der Erziehung und Bildung, und den Namen, der ihnen von vornherein eine Stellung in der Gesellschaft gibt, wie oft das größte Vermögen sie nicht erkaufte. Damit ist ihnen Thür und Thor geöffnet zu jeder Thätigkeit im Staat, die Bedingung gegeben zum Entwickeln der eigenen Kraft. Im Staatsleben sollen ja alle Stände zusammenfließen, damit alle Anschauungen darin Vertretung finden. Wahrlich, es ist kein Heil für die jüngern Söhne, wenn sie nur müßige Verzehrter kleiner Renten werden! Vergißt aber der Adel den Grundsatz des Erhaltens, will der Älteste nur nach eigener Willkür mit dem Erbgut schalten, will er der Pflicht, die er als Oberhaupt der Familie hat — und sie schließt stets die Sorge für die jüngern Geschwister ein — nicht eingedenk sein, oder will der jüngere Bruder nur habgierig berechnen, wie viel vom Ganzen ihm gebühre: dann freilich gibt der Adel sich selbst auf und verliert seine Bestimmung wie seinen Wirkungskreis.“

Alfred hatte mit der Wärme und Ausführlichkeit gesprochen, die eine klare, enthusiastische Ueberzeugung gibt. Anna's Augen hatten sich längst wieder gesenkt. Er konnte nicht sehen, ob sie seinen Worten gefolgt war, oder ob eigene Gedanken sie gefangen hielten.

„Theilt auch der kleine Grundbesitz, der minder begüterte Adel diese Bestimmung?“ fragte Anna jetzt mit leiser, unsicherer Stimme. „Ist seine Erhaltung, wo jetzt nur große Mittel in der Welt von Bedeutung sind, nicht gleichgültig, fast thöricht?“

„Mit Nichten!“ rief Alfred auffpringend. „Gerade im kleinen Adel ruht der größere Einfluß auf das Volksleben. Er ist es, der im steten und directen Verkehr mit dem Volke bleibt, indeß bei dem Reichbegüterten der Einfluß naturgemäß meist in die Hände von Untergebenen übergeht, die oft durchaus nicht in seinem Sinne handeln. Die kleinern Grundbesitzer gerade können, wenn ihnen der höhere Gedanke ihres Strebens nicht abhanden gekommen, einen sittigenden, veredelnden Einfluß auf das Landvolk ausüben, von ihnen kann die Steigerung der Cultur, die Beschwichtigung oder Erhebung des Volksgeistes ausgehen — wie hundert Beispiele der Geschichte uns beweisen. Wir Reichen müssen es sogar gelten lassen: gerade der weniger begüterte Adel ist seinem Beruf, seiner stillen Wirksamkeit oft mehr gerecht geworden, als der reiche Adel, welcher leicht der Versuchung unterliegt, im Stadt- und Hofleben zu glänzen, oder, unersättlich im Haschen nach Gewinn, in die Reihen des Erwerbes zu treten, und der in dieser Weise nur zu oft seine Bestimmung verfehlt. Mancher schlichte Gutsbesitzer dagegen wurde der Hort einer ganzen Gegend, der Wirthurm jenes echten conservativen und religiösen Sinnes, an welchem mehr als ein Mal der unruhige Zeitgeist zerschellte. In dieser Beziehung ist der kleine Gutsbesitzer oft wichtiger als der große; denn nicht die Größe des Vermögens macht den Werth des Adels aus, sondern die Größe des Verständnisses, das er von seinem Stande hat.“

Graf Alfred schwieg. Unwillkürlich wandte er sich Anna zu, als suche und erwarte er ihren Beifall. Er hatte seine

tieffte Ueberzeugung in Worte gefaßt; aber er glaubte auch ihre geheimsten Wünsche und Gedanken damit getroffen zu haben.

Anna sah noch immer vor sich nieder. „Was Sie aussprachen, das war es, was mir unklar vorschwebte,“ sagte sie endlich, noch grübelnd, wie es schien. „Aber in diesem besondern Falle dürfen wir doch vielleicht unsere Ansichten nicht zur Geltung bringen. Müssen wir uns nicht einfach an die Frage des Rechtes halten: was wir den jüngern Geschwistern entziehen dürfen oder nicht?“

Alfred stutzte, unangenehm berührt. Er hatte mindestens auf eine warme Zustimmung gerechnet, wie das bei einer mehr idealen Auffassung besonders Sache der Frauen ist. Ihr Einwurf ernüchterte ihn und verletzte in etwa seine Eitelkeit. Er sah nur kleinlichen Widerspruchsgeist darin.

„Für unsere Standesgenossen sind wir in Sachen, die unsern Stand angehen, auch die richtigsten Beurtheiler,“ sagte er kühl. „Das andere ist nur ein Rechenexempel! . . . Was sagen Sie, Mühler?“

„Daß der Herr Graf eine etwas lange Rede gehalten haben, die uns viel Zeit gekostet hat,“ sagte der alte Rechtsanwalt ein wenig ironisch, indem er die Uhr zog. „Aber Sie haben schön geredet, wirklich Talent dafür. Ich denke Sie einst in unsern Kammern zu hören. Ihre Ansichten haben viel Wahres, und ich hoffe, Sie machen sich einiges davon selbst zu Nutzen. Das stabile auf einem Fleck bleiben, zum Beispiel, wäre jetzt recht an der Zeit für Sie.“

Alfred lachte. „Theorie ist immer leichter als Praxis,“ sagte er.

„Aber das gnädige Fräulein hat auch Recht,“ fuhr der Rechtsanwalt fort, „wenn sie dafür ist, sich streng an dem profaischen Rechtspunkte zu halten. Wenn man für Andere zu entscheiden hat, stellt man sich am besten auf den sichersten Boden. Die beste Ansicht hat ihre zwei Seiten, und wer weiß, ob der Andere die unsere später theilen wird. Doch Ansichten bei Seite, auch von meinem Standpunkte aus kann ich nicht dafür sein, daß man sogleich den Löffel in die Suppe wirft. Der Vergleichsvorschlag scheint mir ein Schreckschuß zu sein. Ehe wir capituliren, wollen wir sehen, wie es sich mit den Ansprüchen des Herrn Gegners verhält. Auf den größten Theil ihres elterlichen Vermögens müßte Ihre Frau Mutter ein Recht haben, und wie es sich mit den Lehngeschichten verhält, muß erst gründlich geprüft werden. Verkauft und getheilt kann das Gut noch immer werden. Was sagt denn Ihre Frau Mutter dazu?“

„Sie bangt sehr vor den Verwickelungen eines Processes,“ sagte Anna.

„Und Ihr ältester Herr Bruder, den es doch eigentlich am meisten angeht?“

Anna erröthete wieder. „Mein Bruder Leo war nie viel zu Hause,“ antwortete sie ausweichend. „Er ist auch nicht eigennützig — er meint, wenn es gut verkauft werden könnte, — das Gut wäre doch nie sehr einträglich gewesen.“

„Ach so! ach so!“ brummte der Anwalt in sich hinein. „Dem jungen Herrn ist's nicht nach dem Geschmack, als einfacher Landjunker sich durchzuschlagen. Ja, ja, wenn's keine fetten Majorate mit so und so viel Pächtern und Rentmeistern

gibt, dann kommt ihnen der Standpunkt als Aeltester oft curios genug vor — dann wären sie lieber das ganze Ding mit allen Mühen los. Aber da mag's doch heißen: das eine Mal recht, das andere Mal billig. . . . . Ich rathe für's erste wirklich den Vergleich ab," fuhr er dann lauter fort. „Ich will aus den Papieren eine Zusammenstellung machen; die können Sie Ihrer Frau Mutter vorlegen; sie kann mit Andern Rücksprache nehmen. Zwei Ansichten sind besser als eine. Dann wollen wir mit dem Herrn Gegner ein Wort reden. Viele seiner Gründe sind wackeliger Natur. Ihr Herr Bruder wird es uns einst danken, daß wir dafür eintraten; später im Leben wissen die Herren ein festes Eigenthum zu schätzen.“

„Glauben Sie, daß Hoffnung ist, das Gut zu erhalten?“ fragte Anna. Ihre Augen öffneten sich groß, es schimmerte feucht darin, und ihre Lippen bebten.

„Wir wollen mit Gottes Hülfe es versuchen," sagte der Alte aufstehend, und streckte ihr die Hand entgegen. Beifällig nickend setzte er hinzu: „Ich glaube, wir werden gut mit einander auskommen, mein gnädiges Fräulein.“

„Darf ich im Bunde der Dritte bleiben?“ mischte Kotteck sich ein. „Sie wissen, Fräulein von Kilmeneau, ein Rechtsfall, ein raisonnabler Proceß ist uns hier zu Lande ein Leckerbissen — uns Allen steckt der Justizmensch im Blut.“

„Gewiß," sagte Anna, „wenn Sie die Güte haben wollen, sich ferner dafür zu interessiren.“

„Aber wie lange? Verlassen Sie sich nicht darauf!" fuhr der alte Rechtsanwalt sarkastisch dazwischen. „Zu Anfang,  
Zwei Novellen. 5

ja, da interessiert ein Proceß; ließe er sich nur so geschwind abmachen. Aber wenn's heißt: Fuß beim Mal gehalten! . . . namentlich ein so unruhiger Gast wie der Herr Graf. Festhalten, constant dabei bleiben, das ist die Hauptsache."

"Ich glaube, Graf Rotteck kann ein sehr constanter Freund sein," sagte Anna und sah offen und unbefangen zu ihm auf. "Jedenfalls werde ich ihm schon für diesen Anfang stets dankbar bleiben. . . . . Aber dürfte ich die Herren nicht bitten, mich erst zu meiner Mutter zu begleiten, um ihr in etwa Bericht zu erstatten?" frug sie, da sie sah, wie die Herren nach ihren Hüten griffen.

Der Rechtsanwalt schnitt eine saure Miene bei dem Vorschlag. "Geben Sie ihn in Gnaden frei," rief Rotteck; "seine Zeit ist um, und unsere Vorarbeiten Ihrer Frau Mutter klar zu machen, dürfte auch mein von ihm so gering angeschlagener Geschäftsverstand genügen. Uebrigens," setzte er hinzu, da er zufällig den Blick auf Anna warf, "würde ich Ihnen rathen, mein gnädiges Fräulein, jetzt gar nichts zu thun, als an Ihre Ruhe zu denken. Sie haben sich über Ihre Kräfte angestrengt."

In der That hatte ihre Blässe plötzlich überhand genommen, und es schien ihm, als halte Anna sich nur mühsam an der Stuhllehne aufrecht. "Hat die Verhandlung Sie so angegriffen?" fragte er theilnahmvoll.

"Die Freude fast noch mehr als die Arbeit," gab sie zurück. "Ich hatte gedacht, wir hätten gar keine Hoffnung mehr."

"Lieben Sie Ihr Eigenthum so?" fragte er fast erstaunt.

„Ja,“ sagte sie einfach; aber ihre Lippen zitterten.

Einen Augenblick blieb der Graf noch vor ihr stehen und sah sie forschend an.

Sie schien das gar nicht zu bemerken.

„Wie müßte sie lieben können!“ dachte Rotteck, als er die Treppen hinabstieg, „wenn sie schon eine Sache so zu lieben vermag. Aber seltsam ist sie doch und jedenfalls nicht gerade wie ein Mädchen.“

Am Abend desselbigen Tages hatte der größere Theil der Gesellschaft sich wieder zusammengefunden bei einem ältern Herrn, der eine der Hauptstützen des geselligen Circels der Stadt war. Es war dies eine Zusammenkunft, wie sie gewöhnlich den größern Festen folgen. Der Gastgeber, ein unverheiratheter Mann, etwas Sammler, etwas Kunstmäcen, wollte nur Unterhaltung haben, und seine behaglichen Räume, die kleinen Kunstgalerieen glichen, wurden sehr geschätzt von Jung und Alt. Die Erlebnisse der vorigen Tage ließen sich so gut dort durchplaudern, und alle kaum begonnenen Interessen spannen sich arglos und bequem weiter bei der Besichtigung all' der tausend Sachen, die da ausgebreitet lagen. Leicht bildeten sich gesonderte Gruppen und unbeachtete tête-à-têtes. Wer die Gesellschaft behaglich kennen lernen wollte, mußte die Gesellschaften des alten Baron X. besuchen.

Frau von Kilmenau, wenn sie auch nach Fräulein Ellinor's Ausspruch durchaus nicht zu den bedeutenden Menschen zählen sollte, gehörte doch zu denen, die stets in der geselligen Welt sich gut zu orientiren wissen; und die Winke, welche

Gräfin Rottsch, eingedenk ihrer Beschützer-Rolle, in dieser Hinsicht ihr gegeben, ließ sie gewiß nicht unbeachtet. Trotz der Anstrengung des Morgens war auch Fräulein von Kilmenau anwesend.

In einem der letzten Cabinete der langen Reihe von Zimmern, wo aller Orten die Möbel in der geschicktesten Weise gruppiert waren, daß sie wie zum Plaudern einluden, hatte Anna Platz genommen. Aller Vorstellungen ungeachtet hatte anscheinend noch keine der jungen Damen sich mit der Fremden angefreundet. Wie höflich und freundlich sie Allen entgegen kam, schien sie doch für Jede etwas wirklich Fremdes zu haben. Baron Gleiwitz aber hatte seine Bekanntschaft vom gestrigen Abend gleich mit vielem Eifer erneuert. Eine Sammlung von Kupferstichen fesselte Beide schon geraume Zeit. Anna besonders hatte sich in die Beschauung des Schönen, das vor ihr ausgebreitet lag, vertieft.

„O, Baron K.,“ sagte sie zu dem Hausherrn, der eben an sie herantrat, „welch' reizenden Aufenthalt haben Sie sich hier begründet! Wohin der Blick fällt, ruht er auf wahrhaft Schönerm oder Kunstvollem.“

Der alte Herr lächelte geschmeichelt über ihre Bewunderung. „Ein einsamer alter Junggeselle sucht sein Leben damit auszufüllen,“ sagte er. „Aber erst wenn schöne Augen darauf blicken, gewinnt es an Werth. Sie haben meine Dürers bewundert — Kunstkennerin wohl, oder gar Künstlerin?“ sagte er, sie aufmerksam betrachtend; denn ihre Worte hatten etwas Wärmeres als gewöhnliches Lob.

„Keines von beiden — nur Kunstgenießerin,“ gab sie heiter zurück. „Ist das ein etwas schwerfälliges Wort, so zeigt es doch die leichteste Genußart an —, das Schöne auf allen Gebieten wird dabei ohne Schwierigkeit zur Freude.“

„Fräulein von Kilmenuu liebt, wie ich bemerkt habe, die drastisch wiedergebenden Worte, wie Dürer die drastisch wiedergebenden Linien —, beide weit weniger Rücksicht auf deren Grazie, wie auf deren Klarheit nehmend,“ sagte Baron Gleiwitz, indem seine dünnen Lippen sich sarkastisch verzogen. „Sie werden natürlich eine große Verehrerin z. B. dieses Blattes sein,“ setzte er hinzu, einen der Stiche ihr zuschiebend.

„Das Gesicht ist lieblich,“ sagte Anna; „aber ich ziehe doch die vollendeten Formen der italienischen Kunst unserer deutschen Herbhheit vor, — wenn ich dadurch nur nicht zu sehr in Ihrer Achtung sinke,“ setzte sie, zum Hausherrn gewandt, hinzu.

„Das ist nur ein neuer Widerspruch in Ihnen,“ spottete Gleiwitz, sie von der Seite betrachtend. „Ihrer Stirne und einem gewissen Ernst in Ihrem Ausdruck gemäß müßten Sie für die solideste Schule schwärmen und eine Abneigung gegen alle heidnisch-antike Formenschöne zeigen. Was aber unsern Hausherrn betrifft, kann er mit seinem ganzen Kunstverständnis diese Trampelfüßchen der dicken Engelnchen seines geliebten Dürer nicht vertheidigen.“

„Sie sind immer ein Spötter, Gleiwitz. Fräulein von Kilmenuu würde ich noch befehren — aber meine hausherrlichen Pflichten rufen mich leider zu früh fort: unsere reizende Comtesse erscheint ja eben. — Ah, willkommen, Comtesse

Hedwig!" Und der alte Herr trat ihr mit mehr Eifer entgegen, als man seiner ruhigen Gemessenheit zugetraut hätte.

„Wenn sie so steif wäre wie eine seiner Dürer'schen beautés da, würde er sie wohl weniger bewundern," meinte Gleiwitz.

Anna lachte. „Nein," sagte sie, „die ist mehr wie von einem Titian oder Leonardo da Vinci hingezaubert — strahlend und doch lieblich! Sehen Sie nur," fuhr sie enthusiastisch fort, „wie wundervoll sich ihr goldiges Haar von dem purpurrothen Vorhang abhebt! Wie reizend das einfache schwarze Sammetkleid ihre Gestalt zeichnet!"

„Es ist selten, daß eine junge Dame so die andere bewundert," bemerkte Gleiwitz etwas scharf.

„Warum nicht?" gab Anna unbefangen zurück. „Warum sollen wir denn die Schönheit nur im Bilde sehen? . . . . Keine der Schönheiten hier," sagte sie, die Hand auf die Mappe legend, „erreicht sie auch nur im entferntesten. Sie thut recht, sich so eigenthümlich zu kleiden und möglichst alle unnütze Zuthat zu vermeiden. Das paßt gut zu dieser malerischen Erscheinung und hebt sie nur."

„Was sie bei ihrer Jugend mit bewundernswerther Sicherheit schon weiß. Aber Sie, Fräulein von Kilmenu, sehen mehr mit Künstlerblicken, wie mit Damen-Augen," setzte er hinzu, einen prüfenden, fast ungläubigen Blick auf seine Nachbarin werfend. „Sie müssen nicht viel unter jungen Damen gelebt haben."

„Das habe ich auch nicht," antwortete Anna einfach. „Wir lebten ziemlich einsam. Doch Sie scheinen Comtesse Hedwig nicht zu bewundern."

„Was thut ein wenig mehr oder weniger Verehrung der Sonne, um die alles freist? Sehen Sie nur, wie selbst das vereiste Herz unseres Baron K. aufthaut. Aber Comtesse Hedwig scheint sein Rococo nicht zu lieben: ihr reizender Mund verzieht sich zum Gähnen. Das stört etwas den Titian-Eindruck. Die gemalten Schönheiten haben Einiges vor den lebenden voraus: sie gähnen nicht, sie schmollen nicht und sehen nicht verächtlich über die Schultern, was alles unsere beautés so oft thun, daß man kaum Zeit zur Bewunderung behält.“

„Ich glaube, Sie kritisiren so scharf, weil Sie sich fürchten, allzu sehr zu bewundern,“ versicherte Anna, amüsiert durch seine Bemerkungen. „Aber jetzt wendet sich Comtesse Hedwig doch sehr liebenswürdig zu Jemand. — Wer mag das sein? Ich kann ihn nicht sehen.“

„Das wird wohl der Rechte sein,“ meinte Gleiwiz. „Sind Sie noch so sehr Fremdling in Israel, daß Sie nicht wissen, wer der Rechte ist?“ fuhr er fort, als sie fragend zu ihm aufblickte. „Die beste Partie des Landes und die Schönste des Landes — das gehört unfehlbar zusammen.“

„Sie meinen gewiß den Grafen Rotteck. Ich hörte den schon mehrfach so bezeichnen,“ sagte Anna lebhaft. „Steht er der Comtesse Hedwig näher?“

„Für's erste werden sie nur noch zusammengestellt,“ versetzte Gleiwiz phlegmatisch. „Aber man thut das in unserm Lande mit solcher Beharrlichkeit, daß das Zusammenfinden endlich von selbst kommt.“

„Ich glaube zwar nicht, daß Graf Rotteck in dem Punkte sehr traitabel wäre,“ sagte Anna nachdenklich. „Doch würde

es fast unnatürlich sein, wenn sie keinen Eindruck auf ihn machte, oder wenn er ihr nicht gefiele. Was für ein schönes Paar würde das sein!" setzte sie hinzu und ließ den Blick fast träumerisch auf Beiden weilen. Rotteck war jetzt so weit hervorgetreten, daß er von dem Cabinet aus sichtbar war.

„Meinen Sie?“ sagte Gleiwitz, den spitzigen Schnurrbart noch spitzer drehend; und wieder sah er sie prüfend an, als wisse er nicht recht, was er aus ihren Worten machen solle. Er kam zu keinem andern Resultat, als daß sie entweder sehr naiv oder sehr geschult sein müsse.

Rotteck aber wandte sich um und bemerkte Fräulein von Kilmenu. Rasch kam er zu ihr. „Sie also doch hier?“ sagte er lebhaft, ihr die Hand reichend. „Ich fürchtete fast, nach unserer Anstrengung von heute Morgen hätten wir darauf verzichten müssen, Sie hier zu sehen.“

„O, wir haben den guten Rath Ihrer Mutter nicht vergessen, und ich habe mich schon herrlich unterhalten.“

„Darf ich das als Compliment auf mich beziehen oder muß ich alle Ehre davon der Kunst überlassen, die uns umgab?“ fragte Gleiwitz.

„Beiden,“ sagte Anna aufrichtig. „Die Kunst hat großen Reiz, der Austausch der Gedanken jedoch den größern; am schönsten ist es, wenn beides zusammentrifft.“

Gleiwitz verbeugte sich mit komischer Grandezza. „Ein Compliment impersonnel,“ sagte er lachend. „Fräulein von Kilmenu begründet alles sehr deutlich.“

Auch Rotteck mußte lächeln.

Ihre Redeweise war wirklich keine gewöhnliche. Sie sprach wie Jemand, der gewohnt ist, eine Sache erst erschöpfend zu überdenken, im Gegensatz zu dem leichten Vorübergleiten, den flüchtigen Berührungen des Welttones.

Graf Alfred war angeregt; er rollte einen Sessel näher. „Darf man?“ fragte er. „Die größte Kunst unseres liebenswürdigen Wirthes liegt in diesen kleinen établissements, die sich trefflich zur wirklichen Unterhaltung eignen und die doch immer jeder Vergrößerung fähig sind,“ setzte er galant hinzu, indem er sich niederließ. Sofort aber sprang er wieder auf; denn einige junge Damen, darunter Comtesse Hedwig, schienen jetzt auch Fräulein von Kilmenau bemerkt zu haben und traten heran, sie zu begrüßen.

Die Herren rückten eifertig einige Sessel herbei; aber Hedwig lehnte ab, Platz zu nehmen. Fräulein von Kilmenau habe sich dieses Plaudereckchen so allein ausgesucht; da dürfe man nicht stören, meinte sie, blieb aber dennoch stehen im Kreise ihrer Begleiterinnen.

„Wir sind ganz unbewußt bei der Besichtigung der Kunstwerke endlich hier angelangt,“ sagte Anna munter. „So viel wirklich Schönes sah ich noch nicht zusammen,“ fuhr sie fort, zu Kotteck gewandt.

„Machen Sie unsern Wirth nicht eiteler als er ist,“ warnte dieser. „Aber wirklich, er besitzt manches Sehenswerthe.“

„Ich habe noch nicht viel gesehen, da ich fast nie unser Daheim verließ. Aber Sie, Graf Kotteck, nicht wahr, Sie haben viel gesehen? Man sagte mir, Sie hätten all' die Gegenden durchstreift, von denen man nur träumt, all' die

Schönheiten bewundert, nach denen man sich sehnt!" Es lag wirkliche Sehnsucht in der Art, mit der sie das sagte.

"Ja, viel Schönes habe ich gesehen, habe das Durchstreifen der Welt recht genossen," erwiderte er, "und noch heute dünkt es mir der schönste Genuß. Nichts wandelt mich leichter an, als das Gefühl, daß so ein kleiner Erdenwinkel Einem sehr bald zu enge werden könnte."

"Das weiß ich nicht," versetzte Anna sinnend. "Da stehe ich stets zwischen schlimmer Wahl — ich möchte gern alles sehen und möchte auch gern an einem Orte festwurzeln."

"Festwurzeln?" wiederholte Kotteck. "Sollte das nicht abstumpfend sein, besonders in unserm nüchternen Lande?"

"O nein," rief Anna lebhaft. "Man wächst dann in alle Reize des Ortes, den man liebt, hinein. Das ist ein Genuß, der sich stets erneut. Mit Menschen, die wir lieben, ist es ja auch so."

"Finden Sie das?" fragte Kotteck zweifelnd. "Auf wie wenig Menschen und Orte mag das Anwendung finden."

"Ich muß sagen, ich kann nicht begreifen, wie man nicht das Reisen als das Schönste schätzen kann. Ich finde, daß Graf Kotteck sehr Recht hat," fuhr jetzt Hedwig etwas schnöde dazwischen. Sie fand es doch auffallend, daß er in ihrer reizenden Gegenwart sich so ausschließlich dem Fräulein von Kilmenau widmete. "Ich werde Papa noch in diesem Frühjahr zu einer Schweizerreise bewegen," fuhr sie fort, "und werde nicht ruhen, bis wir die höchsten Gipfel erstiegen haben und an den gefährlichsten Stellen waren. Edelweiß will ich

pflücken, eine Gemse schießen und mindestens ein Mal bei den Gletschern übernachten.“

„O Hedwig!“ schauderten die jungen Damen ringsum.  
„Du hast immer merkwürdige Wünsche!“

„Ich lasse mir einen ganz besondern Anzug dazu anfertigen: Lodenjacke, Bundschuh mit Nägeln und Gamaschen — und nichts von all' diesem Plunder,“ setzte sie hinzu, verächtlich die weißen Spitzenärmel zurückwerfend, daß ihr schneeiger Arm daraus hervorblickte.

„O Hedwig!“ klang es wie im Echo wieder von all' ihren Begleiterinnen, „du bist so schrecklich kühn! Du bist schlimmer wie ein Mann.“

„Könnte man nicht polizeilich gegen so offen ausgesprochene Anschläge auf das Leben Ihres Herrn Vaters einschreiten?“ secundirte Gleiwitz lachend. „Was sagen Sie, Rotteck? Fällt das nicht unter den Paragraphen von der vorsätzlichen Tödtung?“

Aber Rotteck sagte nichts; er sah die schöne Sprecherin an, deren schlanke Gestalt sich so anmuthig bei ihren kühnen Plänen emporstreckte, auf die Augen, die so groß dabei strahlten; vielleicht überhörte er dadurch ganz, was sie sagte.

„Comtesse Hedwig,“ ergänzte Anna, „wird zwar in der Lodenjacke allerliebste aussehen; aber wenn sie erst dort ist, wird sie doch sehen, daß man mit einigen Gefahren nicht spassen darf.“

„Sie waren doch selbst nicht dort,“ sagte Hedwig spitzig.  
„Sie sagten ja eben, Sie wären stets festgewurzelt auf Ihrem Gut gewesen.“

„Ja,“ sagte Anna, halb freundlich, halb schelmisch zu

dem schönen Kinde aufsehend, „aber in Einiges kann man sich doch auch hinein denken.“

„Ach so,“ sagte Hedwig, die Schultern in die Höhe ziehend. „Freilich, Sie sollen ja sehr viel wissen — ich bin nur ein einfaches Naturkind,“ und sie warf dabei ihre Locken zurück, daß sie hübsch natürlich zum Nacken niederfielen.

Dennoch mußte Anna unwillkürlich an die Bemerkung des Barons Gleiwitz über die lebenden Schönheiten denken.

„Nun,“ fiel Rottbeck beschwichtigend ein, „ich hoffe, wir finden Mittel und Wege, Comtesse Hedwig von der Ausführung allzu lebensgefährlicher Projecte abzuhalten. Bis jetzt haben wir uns aber noch nicht ein Mal erkundigt, wie die Damen nach den Strapazen des gestrigen Abends auf dem ebenen Boden unseres Ballsaales sich befinden.“

„Als ob das Ermüdung wäre!“ sagte Hedwig. „Heute Morgen bin ich mit meinem Vater schon ausgeritten, habe einen Spaziergang gemacht, und heute Nachmittag hatten wir Commissions- und Visiten-Fahrt.“

„Ich muß anders eingestehen,“ sagte Anna; „ich habe den ganzen Nachmittag geschlafen.“

„Und das war gut. Es war schön, daß Sie den Rath befolgten.“ Graf Rottbeck glaubte das übermüdete Gesicht vom Morgen wieder vor sich zu sehen.

„Wie zart Sie sein müssen!“ sagte Hedwig, noch gereizter durch die vertrauliche Art und Weise, wie Rottbeck mit Anna sprach. „Ich dachte nicht, daß Sie so eifrig getanzt hätten.“ Mit den letzten Worten wandte sie sich um und rauschte aus dem Cabinet.

Die jungen Damen folgten ihr wie im Schlepptau, in das selbst Gleiwitz verwickelt zu werden schien; denn auch er schloß sich ihnen an, wenn auch nur, um der schönen Comtesse zu versichern, daß er ihre Tagesbeschäftigung für sehr passende Vorübung zur Gletscher-Reise halte, da so viel Bewegung die Glieder zum Chimborasso-Besteigen stählen könne.

Aber Hedwig, als sie nur ihn wahrte, war ungnädig und fragte, ob er sich denn von Fräulein von Kilmenau endlich habe trennen können; freilich müsse man den Widerspruch so lieben, wie er es thue, um sie angenehm zu finden. Wahrscheinlich, um ihm ihre Ungnade recht gründlich darzutun, wandte sie sich gleich von ihm fort dem Clavier zu. Baron K. ließ es natürlich an einem guten Instrument nicht fehlen, um auch der edeln Musica gerecht zu werden. Und man brauchte Hedwig diesen Abend nicht, wie meist, lange zu bitten, ehe sie die Gesellschaft mit ihrer hübschen Stimme überraschte, die kleine Volkslieder allerliebft vorzutragen wußte.

Gleiwitz flüsterte zwar, etwas gereizt durch die kurze Abfertigung, einer andern jungen Dame zu, „die reizenden Tödler seien auch schon echt schweizerisch: das Zeichen, was die Sennerin dort ihrem Bub gebe,“ worüber die junge Dame eine ganze Weile in ihr Taschentuch kicherte.

Aber für Rotteck schienen für den Augenblick alle einheimischen wie schweizerischen Zeichen verloren. Er fand seinen Platz zu behaglich, um ihn zu verlassen. Vielleicht hatte auch ihn die Spitze verlegt, die in Hedwig's letzten Worten gelegen. Er hatte die flüchtige Röthe bemerkt, die über Anna's Gesicht

zog, und in dem Gefühl, die Verletzung wieder gut machen zu wollen, sich augenblicklich ihr wieder zugewandt.

„Also wirklich gründlich geruht?“ begann er, mit Gewandtheit die Klippe umgehend und zu ihrem persönlichen Interesse sich zurückwendend. „Ich hätte kaum erwartet, daß Sie so folgsam sein könnten,“ setzte er scherzend hinzu.

„Warum nicht?“ meinte sie einfach. „Sie hatten Recht: die Spannung der vorigen Tage war fast zu viel gewesen.“

„Mit Freuden sehe ich,“ sagte Rotteck, sie betrachtend, „daß Sie zu den glücklichen Menschen gehören, welche den Ballast des Lebens aufzunehmen wie zur Seite zu legen wissen — der erste Grundstein zum Glück.“

„Glück, Glück . . . .“ wiederholte sie, „was ist Glück? Man sucht es stets und findet es doch fast nie en bloc, als ein großes, festes Ganze; wenigstens thut man gut, nicht darauf zu warten. Ich sehe das Glück wie ein Mosaikbild an, zusammengesetzt aus tausend kleinen Steinchen, aus all' den lichten Stunden, aus all' den schönen Empfindungen, die das Leben bringt. Wenn man die aufzusuchen weiß, und auch das Kleinste darin zur richtigen Geltung kommen läßt, dann bekommt man ein lichtiges Lebensbild selbst auf dunkeln Grunde.“

„Das ist ein hübscher Vergleich,“ sagte Rotteck, fast gerührt von ihrer poetischen Ausdrucksweise, die seltsam abstach gegen die reale Art, die sie am Morgen gezeigt. „Mit der Ansicht können Sie nie lange unglücklich sein.“

„Das wäre möglich,“ stimmte sie bei. „Ich wundere mich selbst oft über meine Fähigkeit des Genusses — besonders

wenn ich sie mit der Anderer vergleiche. Mein guter Vater sagte mir wohl, was Sie eben gesagt.“

„Sie müssen ein großer Liebling Ihres Vaters gewesen sein.“

„Nein,“ erklärte sie ruhig, aber mit solcher Bestimmtheit, daß Rotteck sie erstaunt anblickte. „Nein.“ Ein eigenes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Menschen meiner Art sind keine Lieblinge; man liebt sie nicht, man braucht sie nur. Unfereins kann so gut allein gehen, daß es überflüssig ist, uns zu lieben.“

„Fräulein von Kilmenu!“ rief Rotteck aus; „Sie haben Unrecht: feste Charaktere verdienen ja erst recht unsere . . .“

„Hochachtung,“ ergänzte Anna. „Wenn es nicht profanirend klinge, könnte ich einen biblischen Beweis anführen. Ohne weitem Vergleich zu ziehen: Petrus und Johannes. Johannes lag an des Herrn Herzen, wenn Er auch auf Petrus Seine Kirche gründete. Das ist immer so: die Einen liebt man, die Andern nutzt man. In der einfach hingebenden Liebe liegt auch so unendlich Schönes, mehr vielleicht, wie die Kraft je bieten kann.“

„Wenn Sie das Wort nicht so haßten, möchte ich es Ihnen jetzt wahrlich entgegenhalten: wer kommt auf solch' originellen Vergleich!“

„Aber er liegt ja ganz nahe,“ sagte Anna, als habe sie das gewöhnlichste Gleichniß der Welt gewählt. „Gott braucht eben stets verschiedene Anlagen, wie in der Natur Blume und Baum.“

„Und Sie zählen sich zur Gattung der Bäume?“ frug Rotteck etwas ironisch. „In der Sprache der Poesie ist das die Bezeichnung, die uns Männern zukommt.“

„Ich zähle mich nicht dazu; aber man muß sein, was man ist. Vielleicht kann es auch recht schön sein, so selbstständig nur auf sich zu beruhen, Andern zum Nutzen.“

„Und glauben Sie, daß diese Lebens-Auffassung Ihnen stets genügen wird?“ Gereizt durch einen etwas siegesgewissen Ausdruck in ihrem Gesicht, fuhr er fort: „Wissen Sie, daß das eigentlich nur das Recht unserer männlichen Kraft ist?“

„Gewiß,“ sagte sie ruhig; „und in der Kraft des Geistes wie des Körpers erreichen wir die Männer auch nie.“

„Gestehen Sie das ein?“ fragte er befremdet; denn nach dem Eingang hatte er eine lebhafte Vertheidigung der weiblichen Geisteskraft erwartet.

„Warum nicht?“ sagte sie gelassen. „Eine Frau, die nur in etwa ihre Denkkraft geprüft hat, muß das einsehen. Nur in einem Punkte glücklicherweise können wir den Mann ganz erreichen, da gibt es keinen Unterschied . . . .“ Sie hielt inne.

„Nun?“ fragte er forschend.

„Beide, Mann wie Weib, sind Hauch aus Gottes Mund, in der Seele gleich, für ein gleiches Ziel bestimmt, und zu dem einen Ziel wenigstens mit gleichen Kräften ausgestattet. Das ist die einzige Fundgrube von Kraft, die auch wir besitzen,“ setzte sie hinzu, in einer Weise, als habe sie vergessen, daß sie mit Jemand spräche, als beantworte sie ihre eigenen Gedanken.

Auch er schwieg. Die einfache Schönheit des Gedankens, die eigenthümliche Auslegung eines oft besprochenen Grundsatzes hatte ihn eigenthümlich berührt.

Er erwartete, daß sie in dieser Weise fortfahren würde; aber wieder, wie gestern, plötzlich ablenkend, sagte sie: „Wie lieblich Comtesse Hedwig singt! Ist es nicht schade, hier den Genuß zu versäumen?“

„Sie meinten vorhin, daß Austausch der Gedanken höher stehe als die Kunst,“ wandte Rotteck ein. „Sollen wir uns das jetzt nicht zu Nutzen machen? Comtesse Hedwig's liebe Verlockung bleibt uns auch später noch — übrigens, wozu zählen Sie sie mit ihren energischen Plänen?“

„O, sie ist ganz Blume, trotzdem sie es nicht sein will, — selbst in ihren kleinen Schattenseiten,“ sagte Anna lächelnd.

„Finden Sie das so reizend?“

„Ja, etwas ganz zu sein, ist das Glücklichste und Natürlichste,“ sagte Anna jetzt aufstehend, als wolle sie die Unterhaltung abbrechen.

„Und glauben Sie, daß das Glücklichste und Natürlichste auch das Beglückendste für Andere ist?“

„Wissen Sie, was mein zweites Glücksrecept ist?“ fragte sie zurück, mit raschem Verständniß für alles Unge sagte, was in seinen Worten lag. „Mehr an das Glücklichmachen als an das Glücklichwerden zu denken.“

„Mich haben Sie wohl in Verdacht, nur das letztere zu thun?“ sagte er lachend.

„Ja,“ gestand sie mit großer Aufrichtigkeit.

Rotteck verbeugte sich: „Sie sind eine scharfe Rathgeberin, und ich will es mir merken. Ihre Gedanken gehen wirklich ihre eigenen Wege.“

Zwei Novellen.

„Ich weiß nur nicht, warum ich sie Ihnen ausspreche. Sie haben eine Art, welche die Rede weckt,“ sagte Anna.

„Ist es Ihnen unlieb?“ Es lag vielleicht mehr wie eine einfache Frage in der Betonung, mit der Kotteck sie stellte. Aber verstand Anna solchen Ton nicht?

„Nein,“ erwiderte sie so ruhig wie vorher; „es ist das sogar sehr angenehm bei einer Unterhaltung.“

»Sehr angenehm bei einer Unterhaltung« klingt etwas kühl, wenn man glaubt, recht tiefe Saiten berührt und durch seine Persönlichkeit ein Interesse geweckt zu haben. Kühl wehte es auch den jungen Mann an. Die Unterhaltung, die ihn eben noch gefesselt, schien ihm plötzlich sehr lang geworden.

Sie waren im Vorschreiten der Thüre des Salons schon näher gekommen, und lebhafter, als sein bisheriges mangelhaftes Zuhören es rechtfertigte, betheiligte Graf Kotteck sich plötzlich an dem allgemeinen Beifall, welcher der Sängerin eben gezollt wurde. Als habe er eine Versäumniß gutzumachen, schloß er sich fast eifrig denen an, die jetzt der schönen Hedwig näher zu kommen suchten, um ihr Lob zu spenden. Obgleich Viele sie umringten, machte man ihm Platz, so daß er sich bald an ihrer Seite befand. Aber Hedwig's Kopf wandte sich für dies Mal nicht sogleich nach ihm um.

Hedwig war viel jünger als Anna Kilmeneau; aber in einer Sache schien sie doch unendlich erfahrungsreicher. Wie verstanden diese braunen Augen sich abzuwenden, wie konnten sie so abweisend ausschauen und wußten doch so genau, wann der Strahl wieder aus dem Gewölke hervorbrechen

mußte, um lieblich verlockend an sich zu bannen! Alfred Rotteck hatte schon bei manchem schönen Augenpaar solch' Spiel gesehen und verstand es zu lesen. Es erheiterte ihn, wie das trozige Kind ihn für seine Vernachlässigung strafen wollte. Auch er versuchte, was seine Blicke vermochten; denn leise schmeichelnd zog das Gefühl doch ein, daß um seinetwillen diese schönen Augen so zu grollen, so zu strahlen wußten; — wie eine Abspannung, wie eine Beruhigung war es ihm nach all' den ernstern und anregenden Gedanken, in denen er sich eben bewegt hatte.

Von Hedwig's rosigem Lippen flossen der schelmischen kleinen Lieder noch manche. Ihre Finger liefen über die Tasten und schienen wie in Rosenfarbe getaucht. Blüthenweiß hob sich der schlanke Hals aus dem ernstern, schwarzen Sammet. Rotteck mußte dem Gleichniß Recht geben: „Ganz wie eine Blume.“ Ja, selbst die Schattenseiten wurden licht dabei. Diese kleinliche Gereiztheit vorhin, die ihn so unangenehm berührt hatte — er belächelte sie jetzt. Echt weibliche Eifersucht — und Eifersucht um ihn!

Hatte das dunkle Mädchen auch darin Recht, daß das Natürlichste auch das Glücklichste sei? Hedwig brauchte den Abend hindurch ferner nicht mehr über die Lässigkeit ihres Verehrers zu klagen, so eifrig blieb er an ihrer Seite. Doch schweiften seine Blicke öfter zu der Andern zurück, vielleicht weil er deren Aussprüche so bewahrheitet fand. Wähnte er, daß sie ihn vermisse? Aber der Hausherr hatte sich Anna's bemächtigt, stolz darauf, Jemanden gefunden zu haben, der Interesse für seine Kunstschätze zeigte, und dem

er sie erklären konnte. Kotteck kannte seine etwas langweilige Manier dabei. Anna's Gesicht war aber kaum weniger belebt als vorher. Sie schien sich ganz der Sache hinzugeben, unbekümmert um die Person.

Alfred wandte sich unmutig ab: „Jeder scheint ihr zur angenehmen Unterhaltung zu dienen,“ dachte er verdrießlich. „Am liebsten hört sie sich selbst.“

#### IV.

Des wenig befriedigenden Schlusses ungeachtet, den Kotteck an jenem Abende gezogen, blieb er seinem ersten Interesse für die Kilmenu'schen Geschäfte getreu. Er hatte nicht Unrecht gehabt, wenn er sich, wie all' seinen Landsleuten, eine besondere Vorliebe für Rechtsfälle vindicirte. Die Behauptung oder Verfechtung eines Rechtes scheint mehr oder weniger jedem Westfalen angeboren, mag es in einem gewissen zähen Rechtsbegriff überhaupt liegen, oder in dem Reiz des Ergründens und Erforschens, was Scharfsinn und Geduld herausfordert: beides die dort vorwiegenden Eigenschaften. In wie weit die nationale Anlage in diesem Falle mitwirkte, ließ sich nicht sagen. Jedenfalls hatte der alte Mühler keine Veranlassung, über ein Nachlassen des Eifers bei dem jungen Grafen zu klagen, obschon der Carneval mit all' seinen Zerstreuungen sein Recht geltend machte.

Nachdem der Vergleich zurückgewiesen, hatte die Sache den gewohnten Rechtsweg genommen, doch unter Mühler's Leitung günstig für die Partei Kilmenu. Er hatte eine ganz